



Vom alten Schlag

Timo Boll ist der erfolgreichste deutsche Tischtennispieler der Geschichte. In China ist er ein Superstar, in Deutschland erkennt ihn fast niemand. Bei den Olympischen Spielen in Tokio versucht er nun wieder einmal, seine Karriere zu krönen - mit der lang ersehnten Goldmedaille. Kann das klappen, mit 40?

Von Tobias Scharnagl, Süddeutsche Zeitung Magazin, 23.07.2021

Wenn man sich nur ein einziges Youtube-Video anschauen will, dann vielleicht dieses: »Timo Boll vs Ma Long (World Cup 2017)«. Es hat 3,3 Millionen Klicks, dauert knapp 13 Minuten und enthält fast alles, was man über Tischtennis, die ewige Rivalität zwischen Boll und den Chinesen sowie Schönheit im Allgemeinen wissen muss: eine Halle in Belgien, Halbfinale - Boll, 36 Jahre alt, schon ein bisschen steif in der Hüfte, blaues Shirt und Stirnband mit Paisley-Muster, als hätte man ihn in den Neunzigern eingefroren und gerade aufgetaut. Ihm gegenüber, hin und her trippelnd, Ma Long, sieben Jahre jünger, der beste Spieler der Welt, wahrscheinlich der Geschichte, eine schmale Gottheit, ein Gesicht wie gemalt. In der Mitte ein blauer Tisch.

Boll erwischt einen miesen Start, die ersten Ballwechsel verliert er schnell. Was will der alte Mann schon machen gegen den großen Ma Long, dessen Arme wie Libellenflügel durch die Luft sirren? Ma Long setzt die Bälle in die Ecken, Boll muss rennen, der Punkt scheint verloren, Ma Long erwischt ihn auf dem falschen Fuß, da macht Boll etwas, was sonst niemand macht: Blitzschnell wechselt er den Schläger von der Linken in die Rechte, spielt den Ball zurück. Die Kommentatoren flippen aus. Ma Long ist so perplex, dass er den Rückschlag ins Netz schaufelt.

Boll verliert den ersten Satz. Als er im zweiten einen Ball mit seinem Shirt streift, zeigt er es dem Schiedsrichter an. Punkt für Ma Long. Boll ist einer der besten -



und fairsten Spieler. Dabei könnte er jetzt jeden Punkt gebrauchen. Er verliert auch den zweiten Satz. Aber Boll bleibt dran, holt auf. Es folgen Ballwechsel, die aussehen wie animiert, zwei Derwische, deren Körper sich verdrehen, im Zentrum die blaue Platte, die den Ball magnetisch anzuziehen scheint, wie sonst sollte er aus unmöglichen Winkeln immer wieder zurück auf dieses winzige Ding finden? Am Ende steht es 4:3 in Sätzen für Boll, er ballt die Faust, schreit, der Kommentator schreit auch: »Redemption for Boll!« - Erlösung!

Unter dem Video haben sich an die 1000 Kommentare angesammelt: »the only man that can beat the Chinese«, lautet einer. Ein anderer: »this sport is absolutely mental«, absolut irre.

Boll ist der erfolgreichste deutsche Tischtennispieler, den es je gab. Ein Wunderkind, Profi mit 14, elfmal Deutscher Meister, achtmal Europameister, viermal die Nummer eins der Welt. In China, wo sie Weltmeister wie am Fließband produzieren, werden Kreuzungen gesperrt, wenn Boll die Straße überqueren will, in der Halle schirmen ihn Soldaten ab und begleiten ihn von einer Platte zur nächsten. Ein Superstar, vielleicht der bekannteste Deutsche im Land. 2007 wurde Boll von den Chinesen zum Sportler mit dem größten Sex-Appeal gewählt. Vor David Beckham. Bloß in Deutschland, da erkennt ihn kaum jemand auf der Straße.

Immer wieder wurde er vermessen: Sein dynamisches Sehen liegt bei 280 Prozent, besser als bei den meisten Jet-Piloten. Rast ein Tischtennisball mit 140 Stundenkilometern auf ihn zu, kann er anhand des Stempels seine Rotation erkennen und daraus ableiten, ob er ihn mit Unterschnitt anschnibbelt oder als Topspin zurückhämmert.

Im März ist er vierzig geworden, gefeiert wurde auf der Terrasse in Höchst im Odenwald, seine Frau, seine Tochter, seine Eltern und sein Hund waren da, Dirk Nowitzki gratulierte per Video, und weil die Pizzeria montags Ruhetag hat, gab es Pizza vom Dönerladen. »Da werde ich beim Fünfzigsten immer noch drüber lachen«, sagt er. Für die meisten Menschen ist vierzig jung, für einen Profisportler uralte. Dennoch war Boll mit 38 noch mal die Nummer eins der Welt. Aus dem Wunderkind



ist ein Wunderopa geworden, zuletzt immer öfter auch ein wunder Opa: Der Rücken zwick, die Gelenke tun weh, die Beine sind nicht mehr so flink. Er könnte seine Karriere ausklingen lassen, ein bisschen grillen, Chinesisch lernen, vielleicht Kommentator werden wie Boris Becker oder Lothar Matthäus. Er hat alles gewonnen, sogar einen Bambi, nur eines nicht: eine olympische Einzelmedaille. Ein Stück Metall, das aus Menschen ewige Helden werden lässt. Leute, die ihn gut kennen, sagen: Das ist eine Kerbe, die er auswetzen will. Andere sagen: Das packt er nicht, er ist zu alt. Und zu nett. Der Bundestrainer Jörg Roßkopf, der 1996 Bronze im Einzel gewann, sagt: »Timo kann immer jeden schlagen. Er trainiert weniger als andere, aber sehr konzentriert. Wenn die Chinesen sehen würden, dass Timo in so einer alten Halle trainiert, würden sie sich wohl kaputt lachen.«

An einem Aprilmorgen 2021 schlurft Boll in die Turnhalle in Höchst, eine Sporttasche über der Schulter. »Was is'n hier los?«, ruft er. »Bin ich der Last Man Standing, oder was?« Seine Trainingspartner liegen hinter der Bande auf dem Boden und dehnen sich. Boll winkt dem Bundestrainer, der gerade die Halle saugt. Unter seinen Schritten knarzt der Parkettboden. Die Halle wurde in den Fünfzigerjahren gebaut, seitdem hat sich wenig verändert: blaue Matten an der Wand, verschnürte Turnringe, die Zeit ist stehen geblieben. Die Wanduhr zeigt schon lange kurz vor halb zwölf. Noch zweieinhalb Monate bis zu den Olympischen Spielen. Boll hat hier als kleiner Junge mit dem Tischtennis angefangen. Mehr als dreißig Jahre später trainiert er immer noch hier. »Die Halle hat Patina«, sagt Boll und geht um die Bande herum, wo seine Kollegen liegen. »Ah, guten Morgen, Männer«, sagt er. Da liegt Patrick Franziska, 29, genannt Franz, die Nummer 16 der Welt, ein guter Freund von Boll und so etwas wie sein Thronfolger. Sie schlagen die Fäuste aneinander. Daneben Jonathan Groth, 28, dänischer Nationalspieler, die Nummer 31 der Welt. Er sagt, als er zum ersten Mal die Halle gesehen habe, habe er gedacht, Boll wolle ihn verarschen.

Die Tür geht auf, und herein kommt ein kleiner Mann mit schwarzem Hoodie, Cap und dicker Goldkette. »Ah, der Gangster aus New York!«, ruft Roßkopf. »Servus Keini!«, ruft Boll. Thomas Keinath war auch mal Nationalspieler, er ist 43, fast



gehörlos, die Nummer 481 der Welt und eigentlich Bolls einziger Trainings-partner. Die anderen beiden sind ausnahmsweise da, weil wegen Corona kaum Turniere stattfinden. So geht das seit Jahren, europäische Topleute kommen für ein paar Tage in den Odenwald, um im Training einmal gegen Timo Boll zu verlieren. »Timo steht seit fast zwanzig Jahren in den Top Ten«, sagt Roßkopf, »das ist die eigentliche Leistung.« Unter die Füße der Platte hat Boll grüne Papiertücher aus der Toilette gestopft, damit sie gerade steht. Dorthin geht er jetzt mit Groth, Boll schlägt an, sie feuern sich zwanzig, dreißig, vierzig Bälle übers Netz hin und her. Dann erklärt Boll seinem Partner die erste Trainingseinheit: Aufschlag, kurze Rückgabe, Peng. Der erste Spielzug läuft genau so. Boll gilt als einer der klügsten Taktiker seines Sports. Er sagt, er niste sich im Kopf des Gegners ein, plane acht, neun, zehn Spielzüge im Voraus, wie beim Schach.

Andreas Preuss, der Manager seines Bundesliga-Teams Borussia Düsseldorf, bei dem Boll seit 14 Jahren spielt und mit dem er vier Triple gewonnen hat - Meisterschaft, Pokal, Champions League -, sagt, Boll habe eine Art MRT im Kopf. Er sehe mit chirurgischer Präzision, wo die Schwachstelle des Gegenübers ist, »damit er ihn schlagen kann«. Auffallend oft verliert Boll den ersten Satz. Er lauert. Analysiert seinen Gegner. Dann nimmt er ihn auseinander. Er verliert, anders als andere Spitzenspieler, so gut wie nie gegen Spieler außerhalb der Top Ten. Er unterschätze niemanden, sagt er, auch nicht die Nummer 500.

Der psychische Druck beim Tischtennis ist immens, es gibt kaum Pausen im Spiel. Wer für ein paar Augenblicke nicht bei der Sache ist, verliert drei, vier, fünf Punkte und dann den Satz. Nach einem Ballwechsel blickt Boll oft an die Decke, atmet ein, atmet aus. Manchmal, erzählt er, sagt er ein Mantra auf: »Ich blühe wie eine Blume, ich bin fest wie die Erde.«

In der Halle will Boll jetzt den Aufschlag trainieren. Seiner sieht aus wie eine Verbeugung. Er kauert am Tisch, macht einen fließenden Ausfallschritt nach hinten, senkt den Kopf, als wolle er dem Ball, dem Gegner, dem Spiel seinen Respekt erweisen, wirft den Ball nach oben, um ihn dann mit einer blitzschnellen Bewegung



anzuschneiden. Fast alle Spieler stampfen dabei auf den Boden. Es gibt ihnen Rhythmus und irritiert den Gegner. Boll stampft nicht.

Früher, sagt er, habe er eine Fehlentscheidung des Schiedsrichters zu seinen Gunsten auch mal mitgenommen, aber danach habe er sich immer schlecht gefühlt. Darum habe er beschlossen, es zu lassen. So wie 2005 in Shanghai: Achtelfinale der Weltmeisterschaft. Boll spielt gegen Liu Guozheng, zweimaliger Weltmeister mit der Mannschaft. Boll ist 24, führt im entscheidenden Satz mit 12:11. Matchball. Noch ein Punkt. Boll schlägt auf, Liu Guozheng retourniert lang, Boll wischt den Ball zurück, Liu Guozheng trifft ihn unsauber, der Ball wird lang und länger. Punkt für Boll. Sein Trainer springt auf. Alle schreien. Dann hebt Boll den Zeigefinger. Zeigt auf die Platte. Der Ball habe die Kante berührt. Punkt für den Chinesen. Sie nehmen wieder Aufstellung, der Gegner macht den Punkt, dann noch einen. Boll verliert das Spiel.

Es gibt einen Film über Boll, *The Spin of Life*, in dem sagt sein damaliger Trainer: Man habe diesen Ball nicht gesehen und nicht gehört, Boll müsse ihn gespürt haben. Ein Tischtennis-Funktionär sagt, von Boll habe er mal gehört: »Eine große Liebe betrügt man nicht.«

Fairplay ist nicht einfach eine nette Geste. Es hat Folgen. Für Boll heißt das 2005: wieder nicht Weltmeister. Er nimmt sein Handtuch, umarmt den Gegner, schaut auf den Boden, dann geht ein Ruck durch seinen Körper, und er richtet sich auf. Später bekommt er den Fairplay-Preis, den Sport-Bambi, die Medien feiern ihn. Es gibt im Tischtennis keine Kameralinientechnik wie im Tennis oder Fußball. Wenn der Schiedsrichter einen Kantenball nicht sieht, weisen ihn die Spieler darauf hin. Das war nicht immer so. Vielleicht habe er ein paar Menschen mit dem Fairplay-Gedanken angesteckt, sagt Boll. In dem Film über Boll sieht man eine junge Chinesin namens Grace, die ihm seit Jahren hinterherreist. Sie liebe ihn, sagt sie, weil er aufrichtig lächle, für seine Fans, aber auch für seine Gegner. Er sei immer freundlich. »Und deshalb will ich auch immer eine freundliche Person sein.«

Es gibt Menschen, die sagen, Boll sei zu nett. Vielleicht habe es deswegen nie für einen ganz großen Titel gereicht. Andreas Preuss, der Düsseldorf-Manager, sagt:



»Er hätte auch mal sagen können, es gibt nur ein Ziel: Olympia.« Aber dafür hätte er den Verein hintanstellen müssen, und das hätte Boll nie gemacht. »Er will es immer allen recht machen.« Dimitrij Ovtcharov zum Beispiel, der zweitbeste Deutsche, der sei anders. Wenn der ein Ziel verfolge, blende er links und rechts alles aus. »Dima will nicht Everybody's Darling sein«, sagt Preuss, das zeichne ihn auch aus. »Timo könnte das nicht.« Als Boll Ende Juni 2021 zum achten Mal Europameister wurde, schlug er Ovtcharov klar im Finale.

Boll war ein paarmal auf gutem Wege zu einem großen Titel wie Weltmeister oder Olympiasieger im Einzel, doch immer kam was dazwischen, zweimal bekam er in der Nacht vor einem wichtigen Spiel Magen-Darm und Fieber.

Bolls ehemaliger Doppelpartner Christian Süß sagte mal, er wundere sich darüber, dass die Anerkennung für Boll, einen »der größten Sportler in Deutschland«, nicht höher sei. Oliver Kahn ist der »Titan«, weil er auch mal einen Kung-Fu-Tritt austeilte, Franz Beckenbauer der »Kaiser«, weil er elegant und ein Schlitzohr war, Boris Becker servierte wie ein junger Gott, aber wehe, der Aufschlag schwächelte, dann fluchte, jammerte und brüllte er auf dem Platz, gelegentlich beschimpfte er seinen eigenen Schläger. Vielleicht ist es so: Um eine Legende zu werden, muss man nicht nur gewinnen, man muss dreckig gewinnen. Die Nummer eins im Tennis, Novak Djokovic, hat mal gesagt, wenn die Leute in der Arena pfeifen, höre er Applaus. Boll sagt, bei ihm habe noch nie jemand gepfiffen.

Ah, doch, sagt er dann. German Open, 2008, Berlin. Er hatte knapp verloren, packte schon die Koffer im Hotel, als jemand vom Verband anrief: Stopp, zurück in die Halle, sein Gegner sei disqualifiziert worden. Boll fuhr zurück und spielte noch am selben Abend das Viertelfinale gegen einen Japaner. »Und da haben dann echt ein, zwei gepfiffen!« Er schüttelt den Kopf und schaut, 13 Jahre danach, immer noch ungläubig. »Und dann hab ich den mit 4:0 vernichtet!«, ruft Boll und lacht. Nach dem Spiel war er mit einem Freund in einem Burgerladen. Sie hätten den ganzen Abend darüber geredet. »Was hätte ich denn machen sollen?« Er lacht wieder. Sein Freund



habe ihn nie wieder so erlebt wie an diesem Abend. »So verzweifelt«, sagt Boll. Er schüttelt den Kopf. Das Turnier gewann er.

In der Halle in Höchst machen sie jetzt ein Abschlusspiel. Boll fragt Groth, wie viele Sätze er spielen möchte, und Groth sagt: zwei. Sie nehmen Aufstellung. »Der kennt ja jetzt alle meine Aufschläge!«, ruft Boll und lacht. Den ersten Satz verliert er klar. Im zweiten hat er sich auf Groth eingestellt. Er nimmt ihn auseinander. Boll schnauft schwer, fasst sich an den Rücken. Aber Groth will noch einen spielen. »But we start at 4:4, okay?«, sagt Boll - und gewinnt mit 11:6. Dann packt er sein Zeug, er will nach Hause, was essen, Lachs mit Gemüse wahrscheinlich, er achtet auf seine Ernährung, aber Kalorien zählt er nicht.

Man kann die Zeit nutzen, um sich in Höchst, 10 000 Einwohner, nach Boll zu erkundigen. Die Apothekerin sagt: »Klar kenne ich den, der ist ja ein Höchster.« Beim Asia-Imbiss sagt ein 14-jähriger Junge, dass er Boll mal beim Training gesehen habe und dass der hier schon mal Sushi hole, sehr freundlich, gar nicht arrogant wie Cristiano Ronaldo oder so, Boll habe viel gelächelt, und, sagt der Junge, er sei sehr konzentriert gewesen. Also beim Tischtennis? Nein, sagt der Junge, beim Bestellen. Im Barbershop heißt es: Nein, keine Ahnung, wer Toni Boll ist. Tischtennis? Nee, das gucken sie nicht.

Es ist bemerkenswert. Wahrscheinlich hat jede und jeder schon mal einen Tischtennisschläger in der Hand gehalten, aber nur wenige interessieren sich so richtig für den Sport. Auf der Website des Sportmagazins *Kicker* gibt es eigene Seiten für Fußball, Eishockey, Basketball, Tennis, sogar für E-Sport, für Tischtennis gibt es keine. Allein das Wort: Tischtennis, man denkt an Hobbykeller, Hallenmief, Klamotten in komischen Farben. Mit Timo Boll haben die Deutschen einen der besten Sportler der Geschichte, aber sie sehen ihn nicht.

Boll steigt aus seinem schwarzen Tesla, fährt mit dem Finger über die Heckklappe: »Mensch«, sagt er, »der muss auch mal wieder in die Waschanlage.« Ein Junge auf einem Rasenmäher fährt vorüber, Boll nickt ihm zu, dahinter zwei Mädchen mit Ponys.



Hetschbach, ein Stadtteil von Höchst: Die Sonne scheint, zwanzig Grad. Boll trägt eine dünne grüne Daunenjacke, eine Jogginghose und eine rote Baseballkappe. Er geht die Straße hinauf, bald werden die Häuser lichter, dann nur noch Wälder und Felder. »Boah, ist das schön«, sagt Boll und bleibt stehen. »Weiter als bis hier bin ich noch nie gekommen.«

Boll ist hier in der Nähe geboren und nie weggegangen. Als er mit 14 Profi beim TSV Gönnern wurde, verpflichtete der Verein die anderen Spieler, lauter gestandene Profis, dazu, nach Höchst zu ziehen, damit sie mit diesem 14-jährigen Wunderkind trainieren konnten. Boll musste seine Komfortzone nie verlassen: Zwar spielt er beim Rekordmeister in Düsseldorf, hatte auch mal kurz eine Wohnung dort, aber eigentlich ist er die ganze Zeit hier und fährt nur zu den Spielen nach Düsseldorf. Manche Leute dort erkennen ihn auf der Straße, die meisten nicht. In China könne er Rummel haben, sagt er, das gefalle ihm schon, aber dann brauche er schnell wieder die Ruhe zu Hause: »Ich führe ein perfektes Doppelleben.«

Sein Lieblingsessen ist Peking-Ente - aber halt beim Chinesen in Düsseldorf. So ist Boll wohl: Er mag Abenteuer, aber am liebsten holt er sie in seine Welt, macht sie klein und beherrschbar. Es geht darum, dass er sich wohlfühlt. Deswegen kann er sich auch in einer veralteten Halle auf die Olympischen Spiele vorbereiten. Seine Kollegen trainieren sechs bis sieben Stunden am Tag, die Chinesen auch mal zehn, bei Boll sind es eineinhalb. Es gibt Trainer und Kollegen, die sagen, Boll sei ein bisschen faul. Er sagt, er wisse, was er seinem Körper zumuten könne und was nicht.

Video-Anruf bei Dirk Nowitzki, der seit den Olympischen Spielen in Peking 2008 mit Boll befreundet ist. Neulich, erzählt Nowitzki, habe Boll ihn nach dem Training auf dem Heimtrainer angerufen. »Der Timo war komplett ausgepowert und hat sich neben das Rad übergeben.« Er finde es »Wahnsinn«, wie hart Timo Boll mit vierzig noch trainiere, wie hoch seine Motivation sei, obwohl er schon so viel gewonnen habe. Nowitzki selbst hat seine Karriere 2019 mit vierzig beendet. Ein Profisportler sterbe zweimal im Leben, hat er da gesagt, einmal beim Karriereende und dann noch mal richtig. Er habe seinen ersten Tod gut verkraftet und freue sich darauf,



wenn er mit Boll nach dessen Karriereende endlich zusammen in Urlaub fahren könne. Aber vorher wolle Boll ja die Goldmedaille gewinnen. Das sei auch der Reiz an den Olympischen Spielen, sagt Nowitzki. »Man sieht diese Athleten, die Tischtennispieler, Kanuten, Gewichtheber, die ihr ganzes Leben und ihre ganze Kraft in ihren Sport stecken, und alle vier Jahre die Chance haben, auch mit ihren Sportarten endlich mal im Rampenlicht zu stehen.«

Boll hat eine Rückenverletzung, die ihn schon fast die ganze Karriere hindurch begleitet. Er hat seine Muskeln sorgfältig aufgebaut, er geht auffallend aufrecht, im Spiel hält er den Rücken kerzengerade, auch jetzt, beim Spaziergang in Höchst, geht eine stille Energie von ihm aus. In letzter Zeit hatte er Schmerzen, morgens musste seine Frau ihm die Socken anziehen. Er hat darüber nachgedacht, ob es besser wäre, einen Jüngeren nach Tokio fahren zu lassen. Fragt man ihn dann, ob er sich ausmale, wie ihm eine Einzelmedaille umgehängt werde, sagt er: »Das ist vielleicht schon mal vorgekommen«, und lächelt.

Er kommt an eine Weggabelung, links geht's bergauf, rechts bergab. »Komm, lass rechts gehen«, sagt er. Er weiß, dass er in Tokio körperlich im Nachteil ist, aber er hofft auf seine Erfahrung, seinen Spielwitz. Die neue Generation spiele Power-Tischtennis, jeden Schlag mit Wucht, aber die Jungen hätten auch ein paar Schläge verlernt, die er noch draufhabe. Wenn Boll über Olympia redet, sagt er in weichem Hessisch, er sei »kämpferich«, ohne »s«, und gleich klingt es ein bisschen weniger gefährlich. Man verbringt gern Zeit mit ihm, er ist freundlich, zuvorkommend, kann gut Geschichten erzählen. Dabei lacht er immer, egal ob die Geschichte witzig, peinlich oder traurig ist.

Er sagt, der Gedanke, dass er nie wieder etwas so gut können wird wie Tischtennispielen, mache ihn traurig. Ma Long, den sie den »Außerirdischen« nennen, sagte einmal über den Druck, der auf ihm lastet: »Eine Befreiung werde ich wohl nur spüren, wenn ich meine Karriere beende.« Boll sagt, Tischtennis sei ungemein wichtig für ihn, aber es gebe Dinge, die seien wichtiger.



Im Dezember 2020 fand das Champions- League-Turnier in Düsseldorf statt. Im letzten Gruppenspiel fehlte Boll. Er hatte sein Profilbild bei WhatsApp geändert, keine Kaffeetasse mehr, sondern ein kleiner Hund, ein Parson Russell, darüber stand in Rosa: »Forever Love«. Tags darauf schrieb er an das *SZ-Magazin* eine Whats-App-Nachricht:

Hi. Mein Zeh war entzündet. Mein Hund ist heute gestorben, weiß nicht, ob ich das mental heute schaffe.

Am Abend steht Boll damals wieder auf dem Platz. Viertelfinale. Er trägt ein schwarzes Stirnband, lächelt nicht, wirkt abwesend. Sein Gegner ist die 148 der Welt. Boll liegt schnell mit 0:4 hinten, kämpft sich heran, verliert den ersten Satz, gewinnt den zweiten. Er zeigt irre Reflexe, meistens aber wirkt er fahrig. In der Pause spielen sie *Kiss* von Prince in der Halle, Boll steht mit leerem Blick an der Bande, sein Trainer redet auf ihn ein. Nach ein paar Sekunden geht er zur Platte und wartet auf seinen Gegner. Am Ende heißt es 3:1 für Boll, er verschwindet sofort in der Kabine. Weil einer seiner Teamkollegen verliert, muss Boll anschließend das entscheidende Match gewinnen. Er siegt freud- und gnadenlos. Auf eine Glückwunsch-Nachricht antwortet er am späten Abend so:

Danke, aber es war einfach nur ein schrecklicher Tag ehrlich gesagt. Mental wahrscheinlich das schwierigste Spiel meiner Karriere, überhaupt heute Mittag das Hotelzimmer zu verlassen, geschweige denn eine Tischtennis-Box zu betreten. Unsere Carry war halt wie ein Kind für uns.

Ausgewachsene Männer und Frauen halten winzige Schläger in den Händen, wie Spielzeug, sie schlagen einen winzigen Ball, 2,7 Gramm, tänzeln um einen winzigen Tisch. Das ist Tischtennis. Gezähmte Wildheit. Und wenn man gerade vergessen will, dass der Hund, der 16 Jahre lang zur Familie gehörte, gestorben ist, kann man nur auf diesen weißen Ball eindreschen und darf dabei nicht einmal kurz die Konzentration verlieren.



Beim Spaziergang bleibt Boll stehen und zeigt auf den Hang gegenüber, ein Haus ganz oben am Waldrand blitzt in der Sonne auf. »Das ist unseres«, sagt er. In einem Regal im Wohnzimmer stehe nun Carrys Urne. Sie haben sich einen neuen Parson Russell zugelegt, eine Hündin namens Angel. Jede halbe Stunde müsse er raus mit ihr: »Eigentlich ein gutes Training für Olympia«, sagt er und lacht.

Boris Becker, Lothar Matthäus, Franz Beckenbauer, sie waren große deutsche Sportler, über die irgendwann gespottet wurde, als erfreue man sich an ihrem Niedergang. Fragt man Leute aus Bolls Umfeld, wie sie ihn beschreiben würden, sagt jeder, wirklich jeder: Der Timo ist auf dem Boden geblieben. Und vielleicht ist das auch schon das Problem mit Boll und dem Heldenstatus: Wer immer am Boden bleibt, kann nicht tief fallen. Besonders hoch fliegen kann er aber auch nicht. In Bolls Leben scheint es keine Brüche zu geben. Niemanden, der ihn nicht mag, nichts, das er nicht hinbekommt. Oder? Auf die Frage, ob Boll gut feiern könne, schweigt der Bundestrainer Jörg Roßkopf lange, sagt dann: »Timo Boll und feiern.«, dann schweigt er wieder lange.

Besuch bei Bolls Eltern, auch sie leben in Höchst. Auf die Frage, welche Werte sie ihrem Sohn vermitteln wollten, sagt Wolfgang Boll: »Dass er ehrlich ist.« Gudrun Boll sagt: »Dass er auf dem Boden bleibt.« Timo sei schon in der vierten Klasse Bezirksmeister gewesen, aber in der Schule habe er das nie erwähnt. Seine Lehrerin habe mal vor der Klasse erzählt, sie habe von Timo in der Zeitung gelesen. »Da wäre er am liebsten unter den Tisch gekrochen.«

Auf die Frage, ob er Millionär sei, sagt Timo Boll: »Keine Ahnung, ich weiß nicht mal, wie viel Geld auf meinem Konto ist. Da kümmern sich meine Eltern drum.«

Also, ist Timo Boll Millionär? Seine Eltern lächeln. »Als Top-Ten- Spieler kann man gut davon leben«, sagt sein Vater. »Wenn er nicht alles verprasst«, sagt seine Mutter und muss lachen, weil der Gedanke so absurd ist. Das Schlimmste, was Timo je gemacht habe, sagt sie, sei in der Pubertät passiert, so mit 16. »Da kam er vom Friseur und hatte die Haare blond.«



Einmal, Timo Boll war 19 oder zwanzig, kam die Mannschaft vorgefahren, um ihn abzuholen. Er hatte gerade eine junge Frau kennengelernt, sie hatte ihm beim Friseur die Haare geschnitten, und er fand sie toll. Nun war sie zu Besuch bei den Bolls und wollte zum Auswärtsspiel mitfahren. Der Trainer sagte: Nein, die bleibt zu Hause. Timo habe auf dem Sofa gelegen und geheult, sagt seine

Mutter. »Dann hör ich auf!«, habe er gerufen. Sie durfte mitfahren. Sie sind jetzt seit zwanzig Jahren ein Paar.

»Wollen Sie mal den Keller sehen, wo alles angefangen hat?«, fragt Gudrun Boll. Im Treppenhaus ist es kühl, Steinstufen führen nach unten, an den Wänden große Fotos des Sohnes. Der Vater knipst das Licht an, ein niedriger Raum, mit hellem Holz vertäfelt, außerdem Hunderte Urkunden und Medaillen, Dutzende Pokale, ein Timo-Boll-Pappaufsteller in Lebensgröße. »Schauen Sie mal hier«, sagt der Vater und greift nach den Olympischen Medaillen, die von der Decke hängen. »Wie schwer die sind.« Boll hat zweimal Bronze und einmal Silber mit der Mannschaft geholt. Aber die im Einzel, die fehlt ihm noch. »Wir hoffen noch«, sagt sein Vater.

»Der Timo bringt alles, was er gewinnt«, sagt die Mutter und zieht einen von sechs dicken Ordnern hervor. Sie hat alle Zeitungsberichte ausgeschnitten. Auf einem Zettel hat sie mit Bleistift notiert, welche Pokale die »Timo Boll Klause« neben der Turnhalle als Leihgabe von ihr bekommen hat. »Damit nichts wegkommt.«

Dann führt Wolfgang Boll die Treppe hoch in sein Arbeitszimmer, er möchte ein Video zeigen. Sein Sohn, vier Jahre alt, im Schlafanzug, retourniert jeden Ball, Vorhand, Rückhand, er lächelt. Zum Abschied erzählt Gudrun Boll, dass Dirk Nowitzki auch schon zu Besuch war. Timo habe die Platte aufgebaut, dann hätten die beiden gespielt und nicht mehr aufhören wollen. Wie Kinder.

Am Abend kommt Timo Boll aus seinem Haus am Waldrand geschlendert, auf dem Arm hält er einen kleinen weißen Hund. »Das ist die Angel, die Wilde«, sagt er. Er geht zu einem großen grauen Camper und schließt die Tür auf. Er habe sein halbes Leben in Hotels verbracht und schlechten Kaffee trinken müssen, deswegen habe er



sich vor zwei Jahren den Camper gekauft. Nun fährt er mit ihm zu den Spielen und schläft auf den Parkplätzen vor den Hallen. »Abends in der eigenen Bettwäsche schlafen und morgens mit gutem Kaffee aufwachen, das ist schon genial«, sagt Boll. Fast ein bisschen schade, sagt er, dass er damit nicht nach Tokio fahren könne.

Boll ist aktuell die Nummer zehn der Welt. Will er eine Medaille gewinnen, muss er die Chinesen schlagen, die die ersten vier Plätze der Weltrangliste belegen. Boll gegen die chinesische Übermacht, der David aus dem Odenwald gegen eine gesichtslose Armee chinesischer Goliaths. Das ist eine gute Geschichte, oft erzählt, aber sie stimmt nicht: Die Chinesen sind keine Maschinenspieler, und sie sehen auch nicht alle gleich aus, diese Erzählung hat einen rassistischen Kern. Aus Bolls Perspektive ist sie sowieso Blödsinn: Er kennt die Chinesen gut, mit einigen ist er befreundet, mit Ma Long hat er ein paar Jahre lang Doppel gespielt, gemeinsam haben sie die China Open gewonnen, das vielleicht härteste Turnier der Welt.

Die Spiele in Tokio sind seine sechsten, ziemlich sicher seine letzten. Er werde alles geben, sagt Boll, und hoffen, dass am Ende eine Medaille rausspringt. Es wäre die Krönung einer gigantischen Karriere. Gold ist das Ziel, aber nicht um jeden Preis. Möglich, dass er auch deswegen ausscheiden wird. Er sagt, dann war's wenigstens eine schöne Reise.